

was ihn über jene Ordnung und die Gewerkschaften selbst über das „Leben von dieser Ordnung“ hinausführt. Damit wandelt sich selbstverständlich die Gewerkschaft wiederum, und zwar in stärkerem Maße als bei der Fortbildung von der „klassischen“ Gewerkschaft zur „befestigten“ Gewerkschaft. Der Fortschritt von der klassischen zur heutigen befestigten Gestalt hat der Gewerkschaft keine Minderung, sondern eine gewaltige Steigerung ihrer Bedeutung und ihres Einflusses eingetragen. Warum sollten die Gewerkschaften besorgt sein, die Sprengung jener Antinomie, in der sie sich seit ihren Anfängen befinden, könne ihrer Bedeutung oder ihrem Einfluß abträglich sein? In dem Gesetz, nach dem sie antraten, lag diese Antinomie beschlossen. Soll das bedeuten, dieses Gesetz gebe ihnen diese Antinomie auf als ein Joch, das sie zeitlebens zu tragen haben? Oder besagt das nicht vielmehr: das Gesetz, nach dem sie angetreten sind, befiehlt ihnen, diese Antinomie zu brechen? Und indem sie diesen Befehl vollziehen, machen sie sich von dem Gesetz, nach dem sie angetreten, *frei*.

Maria Ward auf dem Weg zu einem neuen Frauentum¹

Von JOSEPH GRISAR S. J.

Im Jahre 1652 benutzte der päpstliche Diplomat Jacomo Fantuzzi aus Ravenna, später Bischof von Cesena und Vizelegat von Ferrara, seine Rückkehr aus Warschau, wo er Jahre hindurch Uditore Generale an der päpstlichen Nuntiatur gewesen war, zu einer Studienreise durch Norddeutschland, Holland, Belgien und das Rheinland. Von dort begab er sich über München und Innsbruck in seine Heimat zurück. Auch England hatte er besuchen wollen, war aber durch den Ausbruch des Krieges zwischen England und Holland daran verhindert worden. Er wollte ein Werk über die Bekämpfung der Häresie verfassen und darum den Protestantismus an Ort und Stelle kennenlernen. Von dieser Fahrt hinterließ der sehr aufgeschlossene Mann, der gut zu beobachten verstand, eine ungemein anziehende und interessante Beschreibung, von der in römischen Archiven und Bibliotheken noch Abschriften vorhanden sind.²

¹ Quelle für die folgenden Ausführungen bilden die reichen Sammlungen an Schriften von und über Maria Ward, die im Mutterhaus der Englischen Fräulein in Rom aufbewahrt werden; vor allem die beiden ersten, bald nach ihrem Tod verfaßten Leben, die unmittelbar aus dem Kreis ihrer ersten Gefährtinnen stammen. Über diese beiden Leben vgl. Jos. Grisar, Die beiden ältesten Leben Maria Wards, der Gründerin der Englischen Fräulein; Hist. Jahrbuch 1951, 70., S. 154—189. Dort sind auch ausgiebige Angaben zur Bibliographie Maria Wards beigelegt. Sie können noch vermehrt werden um folgende Werke: Myra Reynolds, The Learned Lady in England 1650—1760 (Vassar Semi — Centennial Series), Boston 1920, S. 38 ff.; Maisie Ward, Mary Ward (1585—1645) in The English Way, Studies in English Sanctity from St.-Bede to Newmann, edited by Maisie Ward, London 1933, S. 242 ff. und endlich durch die neu überarbeitete Ausgabe von I. F. Coudenhoves schöner „Heldenlegende“, Maria Ward Salzburg 1932, die jetzt unter dem Titel: Ida Friederike Görres, Das große Spiel der Maria Ward, Frankfurt a. M. 1952⁴, Verlag Josef Knecht, vorliegt.

² Von dieser für die deutsche Kultur- und Kirchengeschichte der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg hochbedeutsamen Schrift ist merkwürdigerweise bisher keine Ausgabe im

Was ihm in den katholischen Gegenden der spanischen Niederlande und am Rhein besonders auffiel, war die freie Stellung der Frau. Mit einem Erstaunen, das unverkennbar Sympathie verrät, erzählt er, wie sich die Damen der Gesellschaft in Antwerpen und Brüssel dem Studium der Sprachen und der Geschichte widmeten und im Kreise der Männer an allen Gesprächen teilnahmen. Er erzählt auch, wie die Gattinnen der Kaufleute und Gewerbetreibenden allein durch das Land reisten und Geschäfte besorgten, ohne je irgendwo belästigt zu werden. Dieses Staunen wurde zur Bewunderung, als er die großen Beguinagen kennenlernte, wo Hunderte von Frauen nach Art einer klösterlichen Gemeinschaft, aber mit großer persönlicher Freiheit, sauber und in Ordnung zusammenwohnten und in emsiger Arbeit innerhalb und außerhalb ihres Bereiches ihr tägliches Brot verdienten. Er erfuhr auch, daß in den flandrischen Städten zahlreiche junge Mädchen sich durch Gelübde verpflichteten, in ihren Familien eine Art Klosterleben zu führen und ihre Kräfte in den Dienst der Ihrigen zu stellen, so daß in solchen Häusern, wie Fantuzzi bemerkt, Dienstboten überflüssig würden. Etwas ganz Neues war für ihn das Institut der Kanonissen, das er in Köln kennenlernte. Einen ganzen Nachmittag verbrachte er in angeregtester Unterhaltung mit diesen hochstehenden Frauen. An mehreren Stellen seines Buches erklärte er offen, woher es komme, daß so unerhörte Verhältnisse, die er wohl etwas zu wohlwollend ansah und schilderte, in diesen Gegenden möglich seien: weil das sittliche und religiöse Leben in den katholisch gebliebenen Teilen Deutschlands und der Niederlande viel höher stehe als in seiner Heimat und die Frau, selbständig erzogen, sich selbst zu schützen und mit jedermann zu verkehren wisse.

Als der päpstliche Diplomat diese Reisebeobachtung niederschrieb, war kurz zuvor eine Frau gestorben, die genau in denselben Gegenden, in den spanischen Niederlanden und am Rhein, eine neue Ordensgenossenschaft gegründet hatte; sie stammte aus dem protestantisch gewordenen England, wo damals die Frau eine ähnlich freie Stelle innehatte, vielleicht sogar noch mehr Selbständigkeit und Bildung besaß als ihre Gefährtinnen in den Gebieten Nordwestdeutschlands.³ Die Frau, von der wir sprechen, ist Maria

Druck erschienen. Nur der langjährige hochverdiente Leiter des österreichischen historischen Instituts Prof. I. Ph. Dengel hat einmal Auszüge über den Aufenthalt Fantuzzis in Tirol in den *Tiroler Heimatblättern* 1938 S. 45 ff. veröffentlicht. Eine vollständige Ausgabe mit deutscher Übersetzung ist in Vorbereitung und soll noch dieses Jahr in den *Miscellanea Historiae Pontificiae* der Universität Gregoriana erscheinen.

³ Myra Reynolds bringt in dem oben zitierten Buch neben anderen Zeugnissen für die viel freiere Stellung der Frau die Worte von Mr. Baldwyn in *New Help to Discourse* (4. Ser. vol IV, p. 195); er führt aus, daß die Frau in England nicht so streng zum Gehorsam gehalten sei wie in Frankreich und nicht so eifersüchtig überwacht werde wie in Italien, und fährt dann fort: „England is termed by foreigners the Paradise of Women as it is by some accounted the Hell of horses and the Purgatory of Servants. And it is a common byword among the Italians, that if there were a bridge built over the narrow seas all women in Europe would run into England.“ Die Verfasserin des Buches glaubt, daß diese Auffassung Baldwyns mehr auf das 16. als das 17. Jahrhundert passe und beeinflusst sei durch den Wunsch, Englands Freiheit hervorzuheben. Sie selbst bringt aber doch eine Reihe von Zeugnissen, die auch für spätere Zeit noch eine große Freiheit dartun. Auch die englischen Bibliographen mit ihren langen Listen von Werken über die Lage der Frau und ihre Stellung im Vergleich zum Mann aus dem 16. und 17. Jahrhundert beweisen es (vgl. z. B. Godfrey Davies, *Bibliography of British History Stuart Period, 1603—1714*,

Ward, die Gründerin des Instituts der Englischen Fräulein (gestorben am 30. 1. 1645).

Nach einem vergeblichen Versuch, in einem der alten strengen Orden ihre Lebensaufgabe zu finden, ging sie 1609 daran, in dem damals noch spanischen Städtchen St. Omer bei Calais eine klösterliche Gemeinschaft zu gründen. Welche Regel sie dafür wählen, wie sie die neue Genossenschaft einrichten solle, war ihr noch völlig ungewiß. Doch war ihr Blick schon in diesen ersten Jahren vornehmlich auf England gerichtet, wo der immer noch beträchtliche Rest der Katholiken in einem verzweifelten Kampf um seinen Glauben stand. Ihnen Hilfe zu bringen, den Priestern bei ihrer schweren und gefährlichen Arbeit beizustehen, wurde immer deutlicher eines ihrer Ziele. Zu diesem Gedanken einer Seelsorgshilfe, eines mittätigen Apostolates kam dann der weitere der Erziehungsarbeit an der Frauenwelt. Schon sehr bald nahm sie mit den Gefährtinnen, die ihr Leben teilen wollten, Kinder katholischer englischer Familien in ihr kleines Haus auf; auch der weiblichen Jugend des Städtchens nahm man sich an.

Zugleich beschäftigte Maria Ward und ihre Mitarbeiterinnen unablässig die Frage, wie sie ihr künftiges Leben einrichten sollten. Nur eines war sicher: sie wollten eine klösterliche Gemeinschaft gründen. Dazu mußten sie aber nach dem herrschenden Kirchenrecht die Regel eines der von der Kirche bestätigten Orden annehmen. Daß für die ihnen vorschwebenden Aufgaben die Regel der alten Frauenorden nicht geeignet waren, entging ihnen nicht. In England, wo die alten Abteien und Klöster völlig ausgerottet waren, wo auch das bescheidenste Wirken der Priester aufs härteste bedrängt wurde, konnte man keine Klöster einrichten; und selbst wenn man sie gehabt hätte, wie hätte man von ihnen aus auf die Welt wirken sollen? Die alten Frauenorden hatten das Ziel, von der Welt zu trennen. Eine weiter gespannte zeitgemäße Erziehungsarbeit war darin schon wegen der Klausur äußerst erschwert; an eine Seelsorgshilfe war gar nicht zu denken.

Für das, was diese Engländerinnen planten, bedurfte es ganz neuer Wege und Formen des Ordenslebens; man mußte dazu beweglicher, unauffälliger, in engerer Verbindung mit den Menschen und freizügig sein, wohl auch aufgeschlossener für die Bedürfnisse und Fortschritte einer neuen Zeit. Man begreift es, wenn Maria Ward später bekannt hat, daß diese Jahre des Suchens nach der für sie passenden Lebensform die härtesten ihres Lebens gewesen wären und all das Schwere, das sie in der Folge durch Krankheiten und Verfolgung zu dulden hatte, in Schatten stellten. Endlich, 1611, sah sie ihren Weg klar vor sich. Sie sollte ein Gegenstück zum Werk des heiligen Ignatius schaffen, nach seinem Institut das ihrige einrichten, soweit es

Oxford 1928, p. 207 ff.). Über die Stellung der vornehmen Frau und ihre Bildung ist neben dem Buch von Myra Reynolds heranzuziehen G.M. Trevelyan, *English Social History. A survey of Six Centuries, From Chaucer to Queen Victoria*, 3. ed., London 1947, S. 312 ff. Von der Bildung der Frau meint Trevelyan: „Women's education was sadly to seek. Among the lower classes it was perhaps not much worse than men's but the daughters oft the well-to-do had admittedly less education than their brothers.“ Aber das bezieht sich auf das 18. Jahrhundert und Trevelyan stellt selbst an gleicher Stelle fest, daß viel glänzendere Zeiten für die Frau vorangegangen waren. Über den Anteil der Frau am Wirtschaftsleben Englands vgl.: Alice Clark, *Working Life of Women in the Seventeenth Century*, London 1919 (London School of Economics and Political Science, Studies in Economics and Political Science No. 56).

für Frauen und Nichtpriester möglich war; vornehmlich bei der Frauenwelt sollte sie das leisten, was er vor allem für die Männer geschaffen hatte. Damit wuchs ihr Wirkungskreis über England hinaus. Weltweit sollte ihr Institut sein; seine Arbeit sollte sich auf alle Völker erstrecken. Auch die Mission unter den Heiden und Türken rückte in ihren Gesichtskreis — zum ersten Mal bei einer Frauengenossenschaft. Die große Engländerin war und blieb bis zu ihrem Ende der felsenfesten Überzeugung, daß ihr unmittelbar von Gott diese Erkenntnis eingegeben worden sei, und daß in ihrer genauen Ausführung die ihr von Gott gestellte Lebensaufgabe liege. In der Regel des heiligen Ignatius glaubte sie auch die vom kanonischen Recht vorgeschriebene anerkannte Ordenssatzung zu besitzen. Da den Jesuiten von ihrem Stifter in den Konstitutionen die regelmäßige Betreuung von Ordensfrauen verboten war, gewann die neue Gründung im Gegensatz zu den früheren weiblichen Genossenschaften auch die Unabhängigkeit von einem männlichen Ordenszweig, was Maria Ward für ihr Wirken auf einem bisher von Ordensfrauen nicht betretenem Boden dienlicher schien, aber auch ihrer so selbständigen und entschlossenen Art mehr entsprach.

Noch wichtiger war, daß diese Regel auf das freie Wirken nach außen geradezu abgestellt war und nicht bloß alle Hemmnisse beseitigt hatte, wie eine bestimmte Ordenstracht, das lange Chorgebet, die Beschränkung auf ein Ordenshaus, sondern die Aufgabe stellte und die Mittel dazu gab, das apostolische Wirken zu fördern und weltweit auszudehnen.

So sah Maria Ward in der Ordensverfassung des heiligen Ignatius und in seinem apostolischen Ideal alles das vereint, was sie selbst liebte und erstrebte, und was die Zeit zu fordern schien: die Eroberung der Welt für Christus und seine Kirche mit allen Mitteln und in allen Ländern und unter Einsatz aller Kräfte, und für diese Aufgabe eine Gemeinschaft und einen Aufbau, der persönlichen Einsatz mit fester Führung, leichte Beweglichkeit mit straffster Zusammenfassung, moderne Bildung mit tiefem Glauben, unermüdliche Arbeit mit einem Leben des Gebets und des inneren Verkehrs mit Gott zu verbinden strebte, oder wie sie es selbst ausdrückte: „den Eifer der Apostel mit der Geistessammlung der Einsiedler“ vereinigte.⁴

In der doppelten Aufgabe, die sich ihr damit bot, eine apostolisch eingestellte Frauengemeinschaft mit dem Geist und nach den Satzungen des heiligen Ignatius zu gründen, und durch diese auf die Frauen der Welt zu wirken und aus ihnen katholische Menschen mit einem tiefen Glaubensleben zu machen, stellte die Gründung Maria Wards etwas völlig Neues für das Ordensleben und auch gegenüber den der Frau bisher gesteckten Zielen dar.

Dem kühnen Vorhaben dieser Frau kam entgegen, daß manche Züge des ihr vorschwebenden Ordensstyps in älteren Einrichtungen und neuen Versuchen des Ordenslebens, die ihr damals in Belgien und am Rhein begegneten, bereits Gestalt gewonnen hatten. In den großen Beguinenhöfen, in

⁴ In dem von Tobias Lohner 1689 geschriebenen und nur handschriftlich erhaltenen Leben Maria Wards ist im fünften Kapitel des ersten Teils eine Sammlung von Aussprüchen der Stifterin beigelegt, die offenkundig auf Aufzeichnungen und Aussagen von Gefährtinnen der Stifterin zurückgeht. Der 31. Ausspruch des zweiten Paragraphen lautet bei Lohner: „Die Unsrigen sollen mit dem Eifer der Apostel und der Rekolektion der Einsiedler begabt sein, auf daß sie zugleich ihr eigenes und des Nächsten Heil abwarten mögen.“

der klösterlichen Lebensform der in kleineren Gruppen oder vereinzelt wirkenden Devoten und vor allem in den — von Fantuzzi merkwürdigerweise gar nicht erwähnten — Vereinigungen frommer Frauen zu einem gemeinsamen Leben und zu einer bescheidenen Schultätigkeit, die in vielen Ortschaften Belgiens und auch schon am Rhein im ganzen recht segensreich arbeiteten, hatte sie erste Vorbilder einer Art von Ordensleben, das auf die Tätigkeit nach außen, namentlich die Erziehung, abgestellt war. Es ließ die hemmenden Einrichtungen des alten klösterlichen Lebens, vor allem die Klausur, bei Seite. Diese Vereinigungen wurden von den kirchlichen Stellen seit langem geduldet und von vielen Bischöfen gefördert. Was ihnen abging, war eine Zusammenfassung der zerstreut arbeitenden Kräfte und infolgedessen eine stärkere Stoßkraft mit weiterer und tieferer Wirkung und die Aussicht auf sichere Fortdauer. Es fehlte ihnen ferner eine anerkannte Regel; sie waren nur kleine, geradezu private Gemeinschaften ohne den festen Halt und Schutz durch das Recht der Kirche und blieben in ihren engen kleinen Verhältnissen ohne Anregung und Weite und ohne die tiefe geistige und sittliche Schulung und Führung, wie sie Maria Ward für ihre Gefährtinnen erreichen wollte. In dem späteren Kampf gegen die Gründung Maria Wards sind Verfehlungen und Mißstände, die in diesen belgischen Genossenschaften aufgedeckt wurden, den Engländerinnen — ob aus einem fast unbegreiflichen Irrtum oder in böser Absicht, soll hier unentschieden bleiben — zur Last gelegt worden. Diese Dinge zeigen, daß bei allem guten Willen ein solches freies Wirken nach außen mit Gefahren verbunden war; es verlangte jedenfalls — ganz besonders, wenn es mit solcher Weite wie von Maria Ward aufgezogen war — neue Menschen und darum auch eine Führerin und Erzieherin, die ein wahres katholisches Frauenideal selbst darstellte. Welches Bild gibt Maria Ward unter dieser Blickrichtung?

In ihrer eigenen Erziehung in einem altadeligen, urkatholischen Hause Englands zur Zeit der Verfolgung, die bei aller geistigen Not doch eine Zeit raschen politischen und wirtschaftlichen Aufstiegs der ganzen Nation war, hatte Maria Ward schon vieles zu einem neuen katholischen Lebensstil mitbekommen. Das Leben der englischen Frau, und zwar nicht bloß in den reichbegüterten, vornehmen Familien, wich ja mit seiner hohen Geistigkeit und Bildung und mit seiner verhältnismäßig großen Selbständigkeit und Freiheit nicht wenig ab von der Enge und Abgeschlossenheit der Frauen, wie sie in den meisten katholischen Ländern noch weithin üblich war; die Verfolgung, die schon so lange währte und so große Opfer kostete, hatte eine Vertiefung des religiösen Lebens in den katholischen Familien zur Folge. Ähnliches wie in der Heimat fand sie dann bei den Frauen Belgiens. In besonderer Vollendung war diese Lebensform in dem Kreis um die feingebildete, weitschauende, um die katholische Erneuerung Belgiens so hoch verdiente Statthalterin, die Erzherzogin Isabella Klara Eugenia, in Brüssel anzutreffen. Diese große Frau⁵ verstand die junge Engländerin und wurde ihr eine treue Freundin und Helferin.

⁵ Über sie sind heranzuziehen: A. Pasture, *La restauration religieuse aux Pays-Bas Catholiques sous les Archiducs Albert et Isabelle (1596—1633)*, (Université de Louvain, Recueil de Travaux publiés par les membres des Conférences d'Histoire et de Philosophie 2. ser. 3. fasc.) Louvain 1925, ferner: A. Simon, *L'Archiduchesse Isabelle et son Temps*,

Bei ihrer Herkunft und Erziehung und der Umwelt, die sie im katholischen Belgien antraf, ist es nicht so erstaunlich, daß Maria Ward für neue Wege, der Kirche in ihrer schweren Bedrängnis zu helfen, aufgeschlossen war. Aber auch ihr ganzes Wesen hatte so vieles, was einen neuen Frauentyp katholischer Prägung schon andeutete. Es ist nicht ohne Interesse und Wert, ihre Art einmal unter diesem Gesichtspunkt zu prüfen. Nehmen wir zunächst einige bezeichnende äußere Züge: ihren ausgesprochenen Sinn für Ordnung und peinlichste Sauberkeit in allem, und wären es nur die Teller, auf denen an der Klosterpforte den Armen die Speisen gereicht wurden; ihr Verständnis für die Schönheit der Natur, — eine liebliche Landschaft konnte sie auf ihren weiten Wanderungen aus ihrer Versenkung herausreißen; ihr Sinn für Musik und Kunst — sie sprach und sang, daß es jedermann gefiel; ihre Freude an edler Geselligkeit und Gesprächen mit geistig hochstehenden Männern; ihre unverbrüchliche Treue gegen Freunde, — oft hörten ihre Mitschwestern von ihr das Wort: „once friend, ever a friend“, ein Satz der für sie immer maßgebend blieb; und dann ihr feines soziales Empfinden, aus dem heraus sie vorschrieb und das Beispiel gab, daß alle im Haus, auch die letzten Angestellten und die Armen mit gleicher zuvorkommender Liebe behandelt werden mußten. Das Wirken der Schwestern sollte sich auf die armen Kinder des Volkes nicht weniger als auf die ihnen anvertrauten Töchter reicher Familien erstrecken. Bezeichnend ist, daß während die Aufhebung ihrer Schulen in Neapel die reichen Familien auf den Plan rief, in Rom wenige Jahre vorher die Armen bei den Behörden bitter geklagt hatten, daß man ihren Kindern mit der Unterdrückung der Schule das Beste genommen hätte. Sie wußte sich auch überall sicher und ohne Furcht zu benehmen: inmitten plündernder Soldaten und an den glänzenden Fürstenhöfen dieses Zeitalters absoluter Herren. Unerschrocken trat sie — die Frau in der damaligen Zeit! — vor eine Kongregation der Kardinäle, um in langer wohlgeführter Rede ihr Werk zu verteidigen. Es gehört zu ihren erstaunlichsten Erfolgen, daß sie, wiewohl gefangengesetzt und verurteilt, doch immer noch vor den Papst hintreten durfte und sich seine Achtung erzwang, und daß Regenten und Herrscherinnen sie weiter wie ihresgleichen auszeichneten. Auch darin weist sie auf eine neue Zeit, daß sie bei allem Eifer für die Kirche und wiederholt selbst des Glaubens wegen in Gefängnissen, sich dennoch von allem Fanatismus freihielt und durch ihre vornehme Art die Bewunderung und Freundschaft hochstehender Andersgläubiger zu gewinnen wußte. Hier wie in der Erziehungsarbeit war es ihr Grundsatz: nicht gewaltsam dem Menschen etwas fortnehmen, sondern erst ihm etwas Besseres geben, damit er sich selbst von seinem Irrtum löse.⁶

Bruxelles 1947, und E. de Moreau, *Histoire de l'Eglise en Belgique*. Tome 5e *L'Eglise des Pays-Bas 1559—1633*, das ganze 3. Buch von S. 265 bis zum Schluß. M. Ward ist leider nur ganz kurz (S. 435) erwähnt.

⁶ Von den schon erwähnten Sprüchen Maria Wards (vgl. Anm. 4) heißt der 29. der zweiten Reihe „Entziehe niemand, was er liebt, es sei denn so, daß du ihm etwas Lieberes an dessen statt darreichst.“ Hier und in den Worten von ihr, die das englische Leben gegen Ende bringt, wird immer wieder betont, daß man dem irrenden Nächsten nicht mit Widerspruch, sondern mit Nachgeben, Verstehen und Liebe begegnen soll. So heißt es z. B. im Ausspruch 24: „Es ist eine größere Tapferkeit nachgeben, als viele Streitworte brauchen, weil es die Natur härter ankommt, sich selbst und seine Anmutungen als andere Menschen zu bestreiten.“

Es ist daher nicht zu verwundern, daß von der Einwohnerschaft ihres Sterbeortes Hewarth bei York bei ihrem Begräbnis keiner fehlte, wiewohl alle protestantisch waren, einer nur ausgenommen, ein eingefleischter no popery man. Alle anderen waren tief ergriffen und äußerten laut, daß eine unvergleichliche Frau von ihnen geschieden wäre.

Hierher gehören der Mut und die Ausdauer, mit denen sie Reisen unternahm. Man hat den Trieb, fremde Länder zu sehen, als Kennzeichen und Anfang einer neuen Zeit bezeichnet.⁷ Wie weit ist diese Frau in ihrem Leben herumgekommen! Gewiß zogen sie nicht Entdeckertrieb oder das Verlangen, Neues und Fremdes zu sehen, in die Ferne. Doch hatte sie auch dafür Verständnis.⁸ Der Mut der heiligen Teresa von Avila ist oft angestaunt worden, daß sie als Klosterfrau bei der Ausbreitung ihrer Reform ganz Spanien durchzogen habe. Aber was ist das im Vergleich zu den Fahrten, die Maria Ward im Dienst ihres Werkes unternahm! Das alte italienische Leben der Ordensstifterin, von einer ihrer nächsten Gefährtinnen verfaßt, zählt staunend auf, daß sie zehnmal übers Meer nach England gefahren sei, drei -oder viermal von St. Omer nach Lüttich, von Lüttich wiederholt nach Köln, von dort nach Trier und dann weiter nach Rom und Neapel, nach Rom zurück und hinauf nach Perugia. Und doch gibt diese Aufzählung nur den kleineren Teil ihrer Reisen wieder. Viel größere und beschwerlichere führten sie nach dem ersten Romaufenthalt nach München und von da noch zweimal nach Rom und München zurück; von München begab sie sich ferner zweimal nach Wien und Preßburg; einmal war sie in Prag und Eger und kam darnach bis an die Grenze des türkischen Gebietes. Bei der längsten und zugleich letzten Reise kehrte sie von Rom über Turin, den verschneiten Mont Cenis — es war im Dezember — über Lyon, Paris mit einem Umweg über Lüttich nach Köln und Bonn in ihre englische Heimat zurück, wo dann der Krieg zwischen König Karl I. und Cromwell sie zuletzt noch zwang, in den äußersten Norden, in die Grafschaft York zu flüchten. Man bedenke: es war eine Frau, die meistens schwer krank,⁹ gewöhn-

⁷ So z. B. bei Paul Hazard, *La Crise de la Conscience Européenne* (1680—1715) Paris 1935, neue einbändige Ausgabe S. 5. Hazard ist der Meinung, daß der Reisetrieb am Ende des 17. Jahrhunderts eingesetzt habe.

⁸ Die ältesten Leben betonen zwar, daß sie auf ihren Reisen nie länger geblieben sei, um Schenswürdigkeiten zu besichtigen. Aber die Verfasserinnen wissen nicht bloß zu erzählen, daß schöne Landschaften, rieselnde Bächlein und singende Vögel sie entzückten, sondern berichten auch, wie sie in Mailand und Rom die Heiligtümer mit Fleiß aufsuchte, wie sie nach Loreto und Assisi fuhr. Bei ihrer Art war natürlich der Sinn in erster Linie auf heilige Stätten gerichtet, aber ihr ganzes aufgeschlossenes Wesen macht es sicher, daß sie, wenn nicht anderes zur Eile antrieb, auch die Schönheiten der Kirchen und Paläste zu würdigen wußte. In Venedig kaufte sie mit ihrem letzten Geld köstliche Seide für die Münchener Schwestern zur Herstellung kunstvoller Paramente und zweimal stellte sie sich selbst auch dem Maler.

⁹ Maria Ward litt an einem schweren, sehr schmerzlichen Steinleiden, das ihr auch schließlich den Tod brachte. Das alte englische Leben weiß zu berichten, daß sie seit ihrem 26. Lebensjahr nie mehr ganz gesund gewesen ist, und daß die Ärzte ihr damals schon nur noch fünf Lebensjahre zugestanden hätten. Das italienische Leben, das gern genaue Zahlen und Daten anführt, weiß noch beizufügen, daß sie fünfmal die Heilige Wegzehrung, viermal die letzte Ölung empfangen habe. Es ist nicht ohne Wert für das Charakterbild der Stifterin, was diese letzte Biographie an dieser Stelle erwähnt: Maria Ward habe in solchen schweren Tagen jeden eigenen Wunsch einer baldigen Heimkehr zu Gott ihren Schwestern zuliebe beiseite gesetzt und alle körperlichen und geistigen Heilmittel benützt, auch die, gegen die sie größte Abneigung empfand.

lich zu Fuß, mit den dürftigsten Mitteln, in der furchtbaren Zeit des Dreißigjährigen und vieler anderer Kriege solche Fahrten unternahm. In alledem kündigt sich ganz unverkennbar ein neuer Frauentyp, etwas bisher Unbekanntes, an.

Neben diesen Einzelzügen, die schon einen Schluß auf ihre geistige Gestalt erlauben, müssen aber noch einige Wesenseigenschaften berührt werden, die wiederum einen Menschen neuer Prägung zeigen. Da ist als erstes ihre umfassende und tiefe Bildung. Eine Reihe von Sprachen, darunter das Lateinische, waren ihr geläufig, und es ist bezeichnend für sie selbst, daß sie bei ihren Gefährtinnen lebhaft auf die Aneignung von Sprachen drängte, vor allem den sicheren Gebrauch der jeweiligen Landessprache forderte. Sie besaß bedeutende medizinische Kenntnisse und behandelte Kranke nicht bloß mit größter Zartheit und Klugheit, sondern wußte auch genau, wo ihre Zuständigkeit endete und der Arzt zu rufen war. Mit einer inneren Freude hörte sie bei Gesprächen zu. Bücher liebte sie, man möchte sagen, zärtlich. Wie sie selbst belesen und gebildet war, wollte sie auch belesene und gebildete Mitschwestern. „Sie war eine große Feindin von Unwissenheit und hatte nicht gern Leute von kleinem, mittelmäßigem Geist um sich; aber noch weniger konnte sie feile und niedrige Menschen vertragen“,¹⁰ erzählt das englische Leben. Unter ihren Sprüchen finden wir das köstliche Wort: „Der Geist Gottes ist nicht bäurisch, sondern lehrt alles Vornehme“ (1. Reihe, Nr. 29).

Charakteristisch für sie ist eine Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, die keine Kompromisse und halbe Wahrheiten kannte. Selbst als es sich um die Existenz ihres Instituts handelte, wies sie es weit von sich, Umwege zu gehen, und bestand unentwegt auf volle Klarstellung. Das war es auch, was sie von ihren Töchtern an erster Stelle stets erwartete und ihr den Prüfstein abgab für deren Wert.

Dieser inneren Wahrhaftigkeit entsprach die Weise, wie sie sich nach außen gab. Was sie ihren Töchtern als Merkwort hinterließ: „Zeige dich wie du bist, und sei, wie du dich zeigst“ (Aussprüche 3. Reihe, Nr. 30), das war ihre eigenste Art. Mitten in einer Zeit, die sich in schönen Floskeln und einer künstlichen Haltung nicht genug tun konnte, ist sie von einer beglückenden Natürlichkeit und Schlichtheit ohne alles Unechte und Angelernte. Das geht manchmal so weit, daß man fast fürchten könnte, sie habe sich doch wohl zu sehr über die Einstellung ihrer Zeit hinweggesetzt. Was muß es auf die Kardinäle, die sie und ihre Stellung kannten, für einen Eindruck gemacht haben, als sie von ihren vornehmen Karossen aus, mit denen sie einem von Rom kommenden Amtsbruder entgegenfuhr, plötzlich die englische Adelige, die Vorsteherin eines immerhin schon ansehnlichen klösterlichen Verbandes daherkommen sahen, aber in merkwürdigem Aufzug, verstaubt und ermüdet, einen Esel führend, auf dem sie eine kranke

¹⁰ „She was a great enemy of ignorance, did not love to see people of little mean spirits, much less endured what was vile and base.“ Und das Leben fährt fort: „She was wont to say she should not find out a reason, why knowledge should be damageable, but many, that it might be advantageous.“

Mitschwester von dem fernen Perugia nach Rom zurückbrachte. Aber ehrfurchtsvoll begrüßten sie die Wanderin, und einige sagten später, sie sei daher geschritten „con tanto brio“, mit solcher Eleganz, als wenn sie einen großen Festzug hätte anführen müssen. Papst Urban VIII. war wohl auch einen Augenblick um eine Antwort verlegen, als sie, vor ihm kniend ihn fragte, was sie denn noch tun müsse, um endlich sein Vertrauen zu gewinnen, da man wieder mit Nachforschungen über ihre Rechtgläubigkeit hinter ihr her sei. Der Papst soll nach der alten italienischen Lebensbeschreibung zugegeben haben, daß in dem Verfahren gegen sie wirklich manches nicht richtig hergegangen sei. Ein für den sonst sehr wortgewandten und auch empfindlichen Barberinipapst erstaunliches Zugeständnis! Er sagte es aber, wie die Vita berichtet, mit väterlicher Güte, und wirklich hörte nicht nur die Überwachung auf; der Papst war von da an voll rührender Aufmerksamkeit und Güte gegen die Engländerin.

Das Gegenstück zu dieser Wahrhaftigkeit ist ihre Hochschätzung der Leistungen ihrer Mitarbeiterinnen, ihr unbedingtes Vertrauen, ihre Treue ihnen gegenüber. Was wir heute als Kameradschaftsgeist bei Vorgesetzten so schätzen, besaß sie in einer wundervollen Weise. Nichts wollte sie anders haben, als es ihre Gefährtinnen hatten; höchstens das Schwere wählte sie für sich. In einer Reihe mit ihnen erschien sie zum Spülen nach dem Tisch, die ältesten Kleider zog sie an und sie ging auf der langen Reise nach Rom zu Fuß, während sie das eine Pferd, das sie hatten — es war nur geliehen — den müden Mitschwestern überließ. Was unser Heiliger Vater in seiner herrlichen Ansprache an die Generaloberinnen vom 15. September 1952 (vgl. Acta Ap. Sedis, 1952, S. 825 ff.) den hohen Vorgesetzten so eindringlich ans Herz gelegt hat, weil es, wie er sagte, Frauen, die zu großer Autorität gelangt seien, leicht verloren gehe: die mütterliche Güte, besaß Maria Ward in einer unübertrefflichen Art; es ist vielleicht der gewinnendste Zug in ihrem an allem menschlich Edlen so reichen Wesen.

Selbständiges Handeln gemäß dem Urteil eines sorgfältig gebildeten Gewissens und dann rasches Zupacken und verantwortungsfreudiges Tun sind bei Maria Ward ebenfalls deutlich hervortretende Eigenschaften. Was wir von ihren Reisen oben gesagt haben, dürfte es schon beleuchtet haben. Noch viele andere Züge aus ihrem Leben ließen sich dafür anführen; so wenn sie in Wien entgegen allen Einsprüchen ihrer Gefährtinnen die Pflege einer pestkranken Mitschwester auf sich nahm; wenn sie — um neben dem arg gefährdeten und überwachten Haus in Rom eine andere weniger sichtbare Niederlassung in Italien zu haben — plötzlich, unter bewußtem Verzicht auf alle Hilfe, zu Fuß, ohne Geld, nur begleitet von einer Laienschwester und zwei alten zuverlässigen Freunden und Mitarbeitern nach Neapel aufbricht, wo dann auch in Kürze eine blühende Heimstätte der jungen Genossenschaft entstand.

Nie zeigte sie diese innere Selbständigkeit und Entschlossenheit leuchten-der als in den letzten Tagen vor der endgültigen Aufhebung ihres Instituts. Noch ohne Kenntnis von einem päpstlichen Verbot ihrer Stiftung, sandte sie ihre treue Freundin und Gefährtin Winefried Wigmore zu den schwankenden Ordensgemeinden im Norden, um sie zu ermutigen. Sie gab ihr einen

Brief mit über die Verpflichtung, am Beruf festzuhalten, ein Schreiben,¹¹ das ihr später so schlimm ausgelegt wurde, das aber, von hier aus erklärt, wohl sein Bedenkliches verliert.

Es ist nicht leicht, etwas Sicheres über ihr religiöses Innen- und Gebetsleben zu sagen; oft scheint es so einfach und schlicht, ja nüchtern, aber dann blitzen darin die großen mystischen Gnaden auf, deren sie sicher gewürdigt wurde. Was auch in ihrem Gebetsleben modern anmutet, ist, daß es auf einer sehr soliden Kenntnis der katholischen Glaubenslehre aufgebaut war. Auch das System katholischer Aszese war ihr wohl vertraut. In der Jugend war der treffliche Scupoli ihr Führer geworden und bis in die letzten Lebensjahre kannte sie seinen „geistlichen Kampf“ Kapitel um Kapitel fast bis aufs Wort auswendig. Ihr Gebet war ganz aufs Praktische abgestellt. Das Leben und die Arbeit zu verinnerlichen, zu heiligen und in ein dauerndes Gebet umzugestalten, sich für Dienst und Opfer zu wappnen, erschien ihr als wichtigste Aufgabe der von ihr ganz regelmäßig und treu gemachten Betrachtung, neben der sie aber das mündliche gemeinsame Gebet und bestimmte Andachten in nicht geringer Zahl auf genau geregelte Weise pflegte. Doch war sie bei aller starken Betonung der eigenen Leistung weit davon entfernt, die Gnadenwirkung der Sakramente und des heiligen Meßopfers zu übersehen. Die tägliche heilige Kommunion erkämpfte sie sich schon in ihrer englischen Heimat, und hielt ihr ganzes Leben daran fest, ein seltenes Beispiel in dieser Zeit. Eine ihrer letzten großen Sorgen auf dem Sterbelager, auf dem sie wochenlang die Kommunion entbehren mußte, weil kein Priester da war, ist wieder bezeichnend für ihren Geist: sie war beunruhigt, weil das Fehlen des Sakraments sie nicht mehr so hart ankam wie in früheren Jahren. Daß sie die größte Sorge aufwandte, ihre Kapelle, selbst wenn die Verfolger in der Nähe waren, möglichst schön zu zieren, daß sie ehrfürchtigste Haltung beim Gottesdienst mit einer sonst bei ihr nicht gewohnten Entschiedenheit forderte, daß sie Priestern, soviel sie konnte, Obdach und Heimat gewährte und sie besonders auszeichnete und auf schönen Gottesdienst und treue Beobachtung aller kirchlichen Vorschriften den größten Wert legte, geht alles aus ihrer uns ganz modern anmutenden eucharistischen und liturgischen Einstellung hervor. Kanoniker in Lüttich sagten, daß man bei ihr lernen könne, wie die kirchliche Feier zu gestalten sei. Fügen wir als Letztes noch bei, daß sie sich in ihrer starken christlichen Hoffnung nie den frohen Lebensmut rauben ließ, auch nicht, als das Schwerste sie traf: die öffentliche völlige Vernichtung ihres Werkes durch eine päpstliche Bulle, verbunden mit den schärfsten Vorwürfen gegen ihre Person und ihre Arbeit. Sie war es, die die Gefährtinnen aus dem Gefängnis aufrichtete, und man spürt den Schalk, der ihr nie fremd gewesen war, wenn sie ihnen aus der verriegelten und bewachten Zelle im Angerkloster zu München als „von ihrem Palast aus“ schreibt. Das ist noch immer die gleiche Maria Ward, die sich Jahre vorher zum Entsetzen ihrer Mitschwestern aufgemacht hatte, um den gegen sie tobenden anglikanischen Erzbischof von

¹¹ Der Wortlaut des vom 6. April 1630 datierten Briefes in deutscher Übersetzung — die nach Rom eingesandte Abschrift war lateinisch — findet sich mit Erläuterung bei J. Grisar, *Der Endkampf um Maria Wards erste Ordensgründung (1628—1631)*; diese Zeitschrift Bd. 113 (Mai 1927) S. 143.

Canterbury im Lambeth Palace selber aufzusuchen und die am Tage vor ihrem Tod, als die Mitschwesteren weinend ihr Lager umstanden, ihnen sagte: „Pfui! Pfui! schaut nicht so traurig drein! laßt uns singen!“ und die dann wirklich selber sang; dazu bemerkt das alte englische Leben: „Es war der Sang des sterbenden Schwans; denn weniger als vierundzwanzig Stunden danach war sie tot.“¹²

Wie man sieht, besaß Maria Ward in ihrer Persönlichkeit Erkenntnisse, Kräfte und Eigenschaften menschlicher und religiöser Art, die ein neues Frauentum für eine neue Zeit deutlich aufleuchten ließen und deretwegen man wohl hoffen konnte, daß sie auf dem Weg, den sie betrat, weiterkommen werde. Wie war es möglich, daß eine solche Frau bei diesem Werk scheiterte? Daß sich gegen ihre Pläne so große Schwierigkeiten erheben würden, konnte sie kaum ahnen; denn, was sie begann, schien in den Hauptpunkten von der Kirche gebilligt oder wenigstens geduldet, und dazu hatte sie schon von Anfang an den Schutz und die Hilfe ihres zuständigen Bischofs und erlangte kurz darnach auch die vorläufige Bestätigung des Apostolischen Stuhles für ihr neugegründetes Institut.

Maria Ward fand begeisterte Zustimmung, nicht bloß bei jungen Menschen, auf die sie eine große Anziehungskraft ausübte, so daß sich die Zahl ihrer Töchter rasch mehrte und herrliche Frauengestalten sich ihrem Unternehmen zur Verfügung stellten, sondern auch bei hohen kirchlichen Stellen, bei Kaisern und Fürsten, die ihr helfend zur Seite traten; der große Maximilian von Bayern, der Glaubenskämpfer Kaiser Ferdinand II., der ausgezeichnete Reformator Ungarns, Kardinal Pazmany, und der viel bewunderte Kardinal Federico Borromeo, ihr trefflicher Diözesanbischof, der Franziskaner Dr. Jakob Blaise, und nicht zuletzt eine heiligmäßige Gestalt, wie der weitbekannte Karmelit Dominikus von Jesu Maria, der in der Schlacht vom Weißen Berg den kaiserlichen Truppen voranging, setzten sich für ihre Pläne ein. Das beweist auch, daß diese Männer sie für gesund ansahen, und zeigt, welche Wirkung diese Frau auszuüben imstande war.

Aber es gab auch, ziemlich von Anfang an, Gegnerschaft, und es war gerade die Übernahme der Verfassung des Jesuitenordens, die sie auslöste, wiewohl Maria Ward jede Abhängigkeit von der Gesellschaft Jesu ausgeschlossen hatte, um ihren Weg selbständig zu gehen. Es genügte aber schon die Verwandtschaft der Ziele und Mittel, um sie in den bitteren Streit hineinzuziehen, der damals zwischen dem englischen Klerus und den Jesuiten ausgebrochen war, und in die Gegensätze und Feindseligkeiten gegen den Jesuitenorden zu verwickeln, die in einem Teil der Kirche herrschten und gerade in dieser Zeit im großen Ansturm der Jansenisten ihren Ausdruck fanden. Leider fehlte ihr auch der unbedingte Schutz und die Hilfe, die ihr die Gesellschaft Jesu hätte leisten können; denn die Jesuiten vernahmten ungern von Plänen, ein Fraueninstitut ähnlicher Art zu gründen.¹³

¹² Die Worte der Sterbenden lauteten nach dem englischen Leben: „Fie! Fie! look sad on it! Come, let us sing!“ and actually sung herself truly like the swan dying within less then twentyfour hours after it.“

¹³ Über das Verhältnis Maria Wards zur Gesellschaft Jesu und umgekehrt des Jesuitenordens zu ihr und ihrer Stiftung ist eine Sonderuntersuchung in Vorbereitung. Bezüglich des Verhaltens des Ordens kann mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß der Ordensgeneral

Aus England, und zwar aus den Kreisen des gegen die Jesuiten ankämpfenden Weltklerus, kamen um 1612 die ersten Anklagen und Angriffe gegen das neue Werk nach Rom, lange ehe Maria Ward selbst die Heilige Stadt betrat, um ihr Werk vor dem Papst zu vertreten. Die Anklagen, die nun rasch aufeinander folgten, enthielten maßlose Übertreibungen und auch unrichtige Beschuldigungen. Sie bilden eines der traurigsten Kapitel in der Geschichte des Streites unter den englischen Katholiken im 17. Jahrhundert.¹⁴ Berücksichtigt man nur den Buchstaben des Gesetzes und die Einstellung, die im damaligen Rom und in den südlichen Ländern tief eingewurzelt war, so ergab sich als schwerwiegender Anklagepunkt gegen Maria Ward: daß sie keine Klausur kannte und frei unter den Menschen wirkte. Wir haben eingangs hervorgehoben, wie der päpstliche Diplomat über die Selbständigkeit der Frauen im allgemeinen und die Freiheit in den Formen des Ordenslebens in Belgien und in den Rheinlanden überrascht war. In seiner Heimat und weit darüber hinaus kannte man diese Einstellung nicht; da herrschten über Frauen und Frauenorden ganz andere Ansichten.

Es wirkt auf uns Heutige peinlich, wenn man in den Denkschriften und Erwägungen, die den späteren Prozeß Maria Wards begleiteten, liest, wie eng man auch in den amtlichen Kreisen von der Stellung der Frau dachte, wie sehr man sich verpflichtet hielt, ihrem natürlichen Wankelmut scharfe äußere Schranken zu setzen und sie vor Gefahren des Glaubens und der Sitte zu schützen. Daß Frauen auch im religiösen Unterricht und Apostolat neben dem Priester sich beteiligen sollten, sah man als eine Anmaßung oder doch als ein gefährliches Wagnis an. Solche Gedanken hatten auch ihre Wirkung auf die große Reformarbeit nach dem Trienter Konzil ausgeübt. Tatsächlich vorhandene Mißstände in den Frauenklöstern führte man wohl zu ausschließlich auf die angebliche geistige und sittliche Minderwertigkeit der Frau zurück und suchte sie vor allem mit äußeren Mitteln zu bekämpfen. Die bisher lax durchgeführten Bestimmungen über die Klausur wurden nicht bloß neu betont, sondern bis an die Grenzen des Erträglichen verschärft.¹⁵ Die Anordnungen der Päpste hierüber, die bis ins Kleinste gingen und mit schweren Strafen gegen Übertreter versehen waren, blieben nicht Buchstaben, sondern wurden, wenigstens in Italien, mit aller Strenge durchgeführt. Die Akten der Religiosenkongregation aus dieser Zeit zeigen deutlich, mit welcher rücksichtsloser Folgerichtigkeit man die völlige Trennung der Klosterfrauen von der Umwelt durchzusetzen suchte. Selbst Kinder, die

Mutius Vitelleschi Maria Ward wegen ihrer Tugend überaus hochschätzte und sie gegen alle Anfeindungen durch einzelne Ordensmitglieder aufs entschiedenste verteidigte und schützte. Er wollte aber nicht, daß den Englischen Fräulein mehr Dienste in den Ordenskirchen erwiesen und ein engeres Zusammenwirken zugestanden werde als anderen Frauen und Frauengenossenschaften. Zu dieser Haltung, die Vitelleschi gleichmäßig alle Jahre hindurch und gegenüber allen Provinzen beobachtete, war er gezwungen durch allgemeine Vorschriften des Ordens, die längst vor dem Auftreten der Englischen Fräulein erlassen worden waren.

¹⁴ Vgl. dazu J. Grisar S.J., Das erste Verbot der Ordensgründung Maria Wards (1628): diese Zeitschrift Bd. 113 (April 1927) S. 34—51; ferner L. v. Pastor, Geschichte der Päpste, 13. Bd., 2. Abt., Freiburg 1929, S. 605 ff.

¹⁵ Zur Geschichte der Klausur vgl. Dictionnaire de Droit Canonique, vol. III Paris 1942, C. 893 ff. und über das zur Zeit M. Wards geltende Recht vgl. am besten ihren Zeitgenossen Martinus Bonacina, De Clausura et poenis violatoribus ipsius impositis. Der Traktat steht in der Gesamtausgabe der Werke Bonacinas im 1. Bd., Venetiis 1721 p. 591—657.

den Ordensfrauen zur Erziehung anvertraut wurden, durften das Kloster nicht mehr verlassen und mußten während der Zeit ihrer Ausbildung hinter den hohen Mauern der Klausur bleiben, von der es keinen Blick nach außen geben durfte.

Gerade im Augenblick, wo diese Richtung ihren Höhepunkt erreicht hatte, erschien Maria Ward mit ihren Plänen zu einem Orden, der die Klausur ablehnte, der sich selbst verwalten und keinem männlichen Zweig mehr untergeordnet sein wollte, der sogar in seiner inneren Entwicklung von der bischöflichen Autorität ausgenommen und Rom allein unterstellt zu sein verlangte, der Freiheit für den Unterricht beanspruchte und Seelsorgshilfe leisten wollte. Zwar forderte er gewiß keine priesterliche Lehrgewalt und keine Gewissensleitung, wollte aber doch Menschen im Glauben unterrichten und zu einem religiösen und inneren Leben anleiten und die Frau, der es nach der Auffassung weiter Kreise bis dahin bestimmt war, schweigend dem Mann und dem Haus anzugehören, zu größerer Selbständigkeit und höherer geistiger und religiöser Bildung erheben. In allen Anklagen gegen Maria Ward kehrt der Vorwurf wieder: sie wolle alle Schranken des weiblichen Geschlechtes durchbrechen, alle Bestimmungen der Kirche über die Frauenorden beiseite setzen und für sich und ihre neue Gründung eine Freiheit beanspruchen, die bei der Anlage der Frau notwendig zu Zügellosigkeit und Unglauben führen müßten. Die frühere Entwicklung habe das gezeigt, und das Beispiel dieser neuen Gründung bestätige es aufs neue. Zum Beweis dafür mußten die bereits erwähnten Entstellungen gewisser Vorgänge und offenkundige Verleumdungen die Unterlage hergeben.

Maria Ward befand sich in diesem Kampf in einer verlorenen Stellung und zwar nicht bloß, weil sie als ein vertrauender und offener Mensch solcher Kampfesweise nicht gewachsen war, sondern vor allem, weil es hier gegen eine Einstellung ging, die in Jahrhunderten entstanden und in das tiefste Bewußtsein kirchlicher Kreise eingedrungen war, die durch die alte Gesetzgebung und die neuen Reformen geheiligt schien. Sie kämpfte mit einem Mut und einer Ausdauer und oft mit einer Geschicklichkeit für ihr Werk, die unsere Bewunderung erregen, und es gelang ihr auch, den endgültigen Schlag, trotz des unablässigen Vorstoßes einflußreicher Gegner, Jahre hindurch immer wieder aufzuhalten. So tief der Eindruck war, den sie auf die Kardinäle machte, denen sie sich persönlich stellte, und auf die Päpste, vor die sie unerschrocken und gläubig hintrat, auf Gregor XV. und Urban VIII., und so vollständig vor ihrer edlen Gestalt und ihrem reinen Willen die Verleumdungen in nichts zerflatterten, so konnte sie doch die eingewurzelten Auffassungen und die Schranken des nun einmal bestehenden Rechtes nicht überwinden. Daran ist Maria Ward eigentlich gescheitert, daß sie etwas wollte, wofür die Zeit noch nicht reif war. Durch die Bulle des Papstes Urban VIII. „*Pastoralis Romani Pontificis*“ vom 13. 1. 1631 wurde ihre Stiftung aufgehoben und verboten und jede Fortführung des Werkes in dieser Form untersagt und unmöglich gemacht.¹⁶ Wenn die Ablehnung durch die Kirche schließlich in so harter Weise erfolgte und wenn man sogar

¹⁶ Die Bulle ist abgedruckt nach dem lateinischen Text bei Jakob Leitner, Geschichte der Englischen Fräulein und ihrer Institute, Regensburg 1869, S. 761 ff.

soweit ging, Maria Ward gefangen zu setzen und dem Urteil der römischen Inquisition zu unterstellen, so waren daran zwar wohl auch einige Unklugheiten ihrer Umgebung schuld, aber vor allem die Bosheit und der Haß ihrer Gegner, die vor keinem Mittel gegen sie zurückschreckten und Maria Wards Kampf für ihr Werk und ihrer Mitschwestern Ehre, Beruf und Existenz als freche Auflehnung gegen Kirche und Papst hinstellten.

Maria Ward war ihrer Zeit weit voraus. Sie hatte eine größere Vorstellung von der katholischen Frau, wußte aber auch, daß man sie dazu erziehen und von innen her bilden müsse; aber sie sah ganz richtig, was die Frau für die Kirche dann zu leisten imstande sei. Die Folgezeit hat der großen Frau Recht gegeben. Was sie erstrebte, wird heute von vielen Ordensgenossenschaften und von allen echt katholisch denkenden Frauen in wesentlich gleicher Weise zum allergrößten Nutzen der ganzen Kirche gelebt; ihr eigener Orden hat nach einer Änderung seiner Verfassung die Katastrophe des Jahres 1631 doch zu überleben vermocht. Aus kleinsten Überresten entwickelte er sich aufs neue und suchte das Ideal der Stifterin, soweit man es ihm beließ, hochzuhalten. Die Kirche hat unter neuen Verhältnissen und Umständen das Institut bestätigt. Und kann es eine schönere Rechtfertigung der großen Ordensstifterin geben als die Anerkennung ihres Titels als Stifterin durch den seligen Papst Pius X., eines Titels, der ihr vorher in aller Form abgesprochen war,¹⁷ und die herrlichen Worte, die Pius XII ihr, als dem Vorbild katholischen Wollens, in seiner Ansprache vor dem Weltkongreß des Laienapostolates am 14. 10. 1951 gewidmet hat?¹⁸ Ihr Orden steht im Begriff, durch Zusammenfassung all seiner Teile das Ideal Maria Wards, nämlich ein weltweites, großes und innerlich festgeschlossenes Institut Wirklichkeit werden zu lassen. Denkt man dabei zurück, wie vollständig ihr Werk zerstört worden ist, so möchte man von einer wahren Auferstehung sprechen; damals und noch Jahrhunderte darnach hätte niemand an eine solche Entwicklung geglaubt, wiewohl Maria Ward sie vorausgesagt und mit unerschütterlichem Glauben erhofft hatte.

Man hat Maria Ward gerne als die Wagemutige, die neue Wege kühn betrat, hingestellt. Ob man damit ihrer Persönlichkeit ganz gerecht wird, sei dahingestellt: denn sie hat weder ganz neue Wege gesucht und gefunden, noch diese mit mehr Kühnheit als Überlegung beschritten. Was sie wollte, war für sie selbst und die Welt, aus der sie stammte, keineswegs so neu wie für die Personen, vor denen sie ihre Pläne vertreten mußte. Neu war daran

¹⁷ Die Aufhebung des von Benedikt XIV. in der Konstitution *Quamvis justo* vom 30. April 1749 erlassenen Verbotes, Maria Ward als Stifterin der in dem gleichen Erlaß aufs neue bestätigten Englischen Fräulein zu bezeichnen (vgl. die Konstitution bei Leitner a. a. O., S. 241 ff., bzw. 817 ff.), geschah durch Papst Pius X. am 6. April 1909 bei einer Audienz des Kardinalpräfecten Vives. (Mitgeteilt von dem Kardinal an die Generaloberin in einem Schreiben vom 20. April 1909.)

¹⁸ Vgl. AAS 43 (1951) XVIII S. 785 und *Osservatore Romano* vom 15.—16. Okt. 1951, Nr. 240, p. 1. Der Heilige Vater führt dort aus, wie seit dem Trienter Konzil der Gedanke der Laienhilfe in der Kirche immer mehr Boden gewonnen habe und zugleich die Teilnahme der Frau an dieser Aufgabe. „Et il convient, sur ce point, de rappeler deux grandes figures de l'histoire catholique: l'une, celle de Marie Ward, cette femme incomparable que, aux heures les plus sombres, les plus sanglantes, l'Angleterre catholique donna à l'Eglise.“ Die andere Gestalt, die der großen Engländerin an die Seite gestellt wird, ist kein geringerer als der heilige Vinzenz von Paul.

nur, daß Ideen, die schon weithin Boden gewonnen hatten und die sich gar leicht auch zum Schaden der damals so hart bedrohten Kirche entwickeln konnten, von ihr bewußt für die katholische Sache, und zwar in der Gesamtkirche nutzbar gemacht werden sollten. Hierin ist sie wirklich eine Bahnbrecherin, und zwar nicht nur für die katholischen Frauenorden, sondern viel allgemeiner für die Erhebung der Frau überhaupt, der sie eine weitere und tiefere Auffassung von katholischem Leben und Glauben und die Anteilnahme am Apostolat der Kirche bringen wollte. Vielleicht ist sie aber auch darin nur eine Erneuerin uralter christlicher Lebensauffassung. Sie selbst weist in ihrem Schreiben an den Heiligen Stuhl zu ihrer Rechtfertigung wiederholt darauf hin, daß sie doch nur das wolle, was so viele Frauen in alter Zeit geleistet, die Diakonissen der Urkirche und die Gefährtinnen des heiligen Bonifatius wie Lioba und andere. Sehr schön gab ihr Kurfürst Maximilian I., dem sie für die huldvolle Aufnahme und reiche Ausstattung in München dankte, eine Antwort, die tiefes Verständnis für die Ziele und die Gesinnung der großen Ordensstifterin bezeugt: er müsse so handeln; denn einst seien von England die ersten Glaubensboten nach Bayern gekommen, jetzt sollen Engländerinnen hier noch einmal zeigen, wie ein guter Christ zu leben habe.

Es ist auch nicht richtig, wenn man sich Maria Ward als draufgängerisch und zu wenig abwägend bei ihrem Vorgehen denkt. Dazu paßt schon gar nicht ihre ruhige, völlig beherrschte Art; daß sie in jedem Augenblick sich völlig in der Hand hatte, werden ihre Gefährtinnen nicht müde anzustaunen. Sie war gewiß, nachdem sie einmal einen Plan gefaßt hatte, fest und unbeirrbar und entschlossen zugreifend, vielleicht auch — darin zeigt sich die Engländerin — manchmal in der Wahl der Mittel zu unbesorgt und zu vertrauensselig. Aber sie faßte nie einen Plan, den sie nicht vorher durchgebetet, durchgedacht und mit ihren Gefährtinnen beraten hatte, was wiederum von ihren Mitarbeiterinnen, die sich ihrer geistigen Überlegenheit neidlos unterworfen hatten, rühmend anerkannt wird. Vor der Gründung ihres Ordens hat sie drei Jahre lang überlegt und gebetet und weitere sechs Jahre abgewartet, erprobt und versucht, ehe sie von St. Omer aus zur Ausbreitung des Ordens schritt; und ähnlich handelte sie immer, wenn es galt, ein neues Unternehmen zu begründen.

Wenn Maria Ward etwas als richtig erkannt hatte, wenn es ihr sogar bei ihrem reichen mystischen Erleben als Gottes Wille geoffenbart worden war, dann gab es für sie kein Zaudern mehr und kein Hindernis. Damit rühren wir an das eigentlichste Geheimnis ihrer Seele und die letzten Kräfte, aus denen sie wirkte. Da ist sie wirklich ein Mensch der Neuzeit, geformt in der Schule des heiligen Ignatius: in ihrer erleuchteten, klaren Einstellung auf Gottes Willen, die hervorging aus einer grenzenlosen Ehrfurcht vor der göttlichen Majestät und sich auswirkte in einer vorbehaltlosen Hingabe.